Die Goldsucher.

Roman von A. Katschka.

(8. Fortsetzung.)

Die Verfolger hatten die Spur der Flüchtlinge verloren und zerstreuten sich nun auf der Suche im Walde. Man hörte bald zwei Männer sich dem Baume nähern, in welchem unsere Flüchtlinge saßen.

„Wo zum Teufel können sie nur hingerathen sein? — Wie in die Erde versunken!" sprach eine der Stimmen voll Zorn.

„Ich sagte es längst, daß sie einen anderen Weg gegangen sind," erwiderte voll Zuversicht die zweite . . .

Allmälig verhallten Menschenstimmen und Hundegebell; die Flüchtlinge athmeten wieder frei auf; für diesmal waren sie gerettet.

Nachdem sie sich versichert hatten, daß ihre Verfolger weit genug von ihnen entfernt waren, entschlossen sie sich, ihr luftiges Versteck zu verlassen.

„Wir müssen die Richtung nach Nordwest zum Flusse Tschekoja halten, das ist der nächste Weg," bemerkte Jswolskij.

„Es ist aber auch der mühevollste Weg; wir müssen auf demselben den Kamm des Jablon übersteigen," entgegnete Ludow.

„Dafür können wir hier Skuratow begegnen; ich calculire, daß er uns längs dem Flusse Aschonga entgegenkommt."

Unsere Wanderer hatten ihren mühseligen Weg bis Sonnenuntergang fortgesetzt. Am Ufer eines kleinen Flüßchens zündeten sie ihr Lagerfeuer an, um sich vor der Feuchtigkeit der Herbstnacht und den ungebetenen Gästen, den Bären, zu schützen. Ermattet von der Wanderschaft, schliefen sie bis Tagesanbruch.

Am Morgen schoß Jswolskij einige Haselhühner, welche ihnen ein willkommenes Frühstück boten; dann ging es weiter.

Der mächtige Wald zog sich endlos dahin; nur von Zeit zu Zeit konnte man durch die Wipfel ein Stückchen Himmel sehen ... So weit das Auge reichte, überall nur düsteres Waldesdickicht ... Die majestätischen Waldriesen schienen die ganze Welt auszufüllen, denn nirgends war das Ende des Waldreichs zu sehen.

Die Endlosigkeit der Taiga wirkt niederdrückend auf den Menschen, gegenüber der mächtigen Natur fühlt er seine eigene Schwäche. Dort, wo die Hand des Menschen die Natur berührt, sie sich unterthan gemacht hat, erscheint sie uns milde und schön, hinreißend, verlockend durch den Reiz ihrer Mannigfaltigkeit; doch die ungebändigte Natur erdrückt den Menschen, erweckt Schrecken in ihm.

Dies geheimnißvolle Murmeln des Waldes, welches aus der Höhe ertönt, gleicht einer Warnung von unbekannter Gefahr.

Gleich einem Heere stehen die mächtigen Stämme da und die unerklärlichen, seufzerähnlichen Laute, welche von Zeit zu Zeit aus dem Waldesdickicht herüberklingen, lassen die Seele erbangen und unwillkürlich erzittern.

Schon mehrere Tage waren unsere Flüchtlinge so gewandert. Der Tag verging, es kam die Nacht, am Lagerfeuer wurde sie verbracht, und wieder begann der einförmige mühselige Weg durch den endlosen Wald.

Die Kleidung hing in Fetzen, die geschwollenen Füße schmerzten ... Hungrig und ermattet schleppten sie sich dahin, nur von dem einen Gedanken belebt—das ersehnte Ziel, eine menschliche Wohnung zu erreichen.

———

Das Lager der Todten.

Es war gegen Abend. Die röthliche Abenddämmerung färbte die Gegend. Leichte Nebel ballten sich über dem Smaragdgrün der hohen Farrenkräuter, welche den feuchten Boden bedeckten.

Drei menschliche Gestalten wandelten, von einem Hümpel zum anderen springend, über den Sumpfboden des Waldes.

Die Kleidung zerfetzt, die Gesichter von Ermüdung eingefallen, zogen sie doch unaufhaltsam vorwärts. Anna, Jswolskij und Ludow hatten sich während ihrer fünftägigen Wanderung durch die Taiga stark verändert.

Das frühere blühende Gesicht Ludow's war eingefallen und bleich, sein Gang zeigte eine Mattigkeit, die der völligen Erschöpfung nahe war; die unglückliche Anna konnte kaum mit größter Anstrengung ihren Gefährten folgen; nur Jswolskij schritt rüstig wie früher einher; ihm konnte man keine Ermüdung anmerken.

So waren sie, sich nach der Sonne richtend, gewandert, Anfangs in großen Tagesmärschen, aber Mangel an Nahrung, die Nächte im feuchten Walde, die Mühseligkeiten des Weges hatten sie ermüdet und geschwächt.

Oede und unschön war die Taiga an der Stelle, welche sie jetzt durchschritten. Die Tannen waren vom langen Moos behangen, welches, wie die Fetzen der Kleidung eines Bettlers, in langen grauen Strähnen herabhängend, den Bäumen ein trauriges Ansehen gab; am Boden wechselten die schwarzen Hümpel mit Pfützen schmutzigen grünen Wassers; der Fuß versank im bemoosten Sumpfboden und die stinkende feuchte Sumpfluft beengte die Brust und hinderte sie am Athmen.

„Ich will nicht weiter gehen; wohin führt ihr mich?" rief Anna plötzlich und setzte sich wildblickend auf einen Hümpel. „Ich will zurück!"

Schon seit einigen Tagen hatte es sich herausgestellt, daß die Unglückliche ihren Verstand verloren hatte.

Ohne sich Rechenschaft über ihr Thun abzulegen, ohne ihre Lage zu begreifen, war sie mit ihnen gewandert; der schreckliche Tod Jwan's hatte ihr Denken verwirrt.

Ihre Begleiter mußten Halt machen.

„Man muß der Armen etwas Ruhe lassen," sprach Jswolskij zu Ludow.

Der Letztere warf sich, ohne zu antworten, todtesmatt auf den Boden.

„Ist es denn wirklich noch weit bis zum Tschekoja?" fragte er endlich und schaute umher, gleichsam eine Antwort auf seine Frage suchend; aber wohin er auch blickte, überall war nur undurchdringlicher Wald.

Plötzlich fiel sein Blick auf einen Gegenstand, der unter anderen Umständen nie sein Interesse hätte erregen können. Es war dies ein frischer Baumstumpf, um welchen herum grüne Zweige lagen.

„So sehen Sie doch!.... Hier muß ein Mensch gewesen sein!" rief er in grenzenlosem Entzücken aus und stürzte auf diese Spuren menschlicher Thätigkeit hin.

In der That standen einige Schritte von ihnen die Stümpfe frisch gefällter Bäume und im Lehmboden sah man deutlich frische Fußspuren.

„Es muß eine Ansiedlung in der Nähe sein," sagte Jswolskij, nachdem er die Spuren betrachtet hatte; „diese Bäume sind vor einigen Tagen gefällt worden; wir müssen die Umgegend genau untersuchen, denn hier müssen Menschen in der Nähe sein."

Diese Entdeckung belebte Alle; vergessen war die Ermüdung und schnell folgten sie den Spuren, welche der Boden ihnen so deutlich zeigte.

Nach einigen Minuten begann der Wald sich zu lichten und in ein Gehölz überzugehen. Die Spuren führten zu einem Pfade; jetzt konnte kein Zweifel darüber sein, daß sie sich in der Nähe einer menschlichen Wohnung befanden.

Unterdessen war der Tag verglüht, die letzten Strahlen der Abenddämmerung vergoldeten noch den Himmel, aber die Schatten ringsumher wurden schon dichter und durch die hohen Bäume schaute der bleiche Mond.

Mit freudig klopfendem Herzen gingen unsere Flüchtlinge schneller und schneller vorwärts; die Hoffnung gab ihnen Leben und Kraft.

Nur wer tagelang in der Einöde der schreckensvollen wilden Natur gewandert, kann den leidenschaftlichen Wunsch, seinesgleichen zu sehen, begreifen, welcher unsere Wanderer vorwärts trieb.

„Merken Sie, es riecht nach Rauch," sagte Ludow, die Luft begierig einathmend und seine Schritte beschleunigend; Jswolskij und Anna folgten eilig.

Der Wald war durchschritten und sie traten auf einen kleinen Wiesenplatz hinaus, in dessen Mitte sie im trügerischen Scheine der Dämmerung einige komisch geformte tungusische Jurten sahen.

Es mußte ein tungusisches Lager sein.

Plötzlich ertönte ein klägliches Geheul; die herzzerreißenden Töne zogen als mächtige Schallwellen durch die Dämmerung.

Die Flüchtlinge erbebten unwillkürlich.

„Das ist Hundegeheul," sagte Jswolskij, gewaltsam das unangenehme Gefühl bekämpfend, das in ihm aufstieg. Bis sie die erste Hütte erreichten, war es bereits Nacht geworden; das bleiche Licht des Mondes übergoß den Wiesenplatz und die dort in der Taiga vereinsamt dastehende Tungusenhütten.

Einige Hirsche schlichen im Schatten um die Hütten her und schauten voll Staunen auf die Ankömmlinge; sie liefen jedoch nicht fort, sondern grasten ruhig weiter.

Das Hundegeheul verstummte und rings umher herrschte Todtenstille.

„Endlich werden wir uns satt essen können," rief Ludow aus; „schon drei Tage haben wir fast nichts gegessen .... Mir schien es fast mitunter, als müßte ich vor Hunger und Ermattung zusammensinken."

Indem er dieses sprach, hatte er sich einer Hütte genähert und wollte bereits in dieselbe eintreten.

„Nehmen Sie sich in Acht!" warnte ihn Jswolskij. „Rufen Sie die Leute lieber erst an, sonst werden Sie am Ende von den Hunden überfallen."

Ludow folgte seinem Rath.

„He?" rief er. „Wer ist hier? Gebt Antwort!"

Todtenstille war die einzige Antwort.

„Sind die aber früh eingeschlafen!" rief er lachend Jswolskij zu.

„Sonderbar! Es ist sonst bei den Tungusen nicht Sitte, so früh schlafen zu gehen," erwiderte Jswolskij erstaunt. Jetzt rief auch er die Leute an, und zwar in tungusischer Sprache, die ihm geläufig war.

Seine Stimme verhallte in der Einöde, ohne daß er Antwort erhielt.

„Weiß der Teufel, was das ist!" rief Ludow voll Ungeduld und ging auf die Jurte zu.

„Ich will sie schon wecken!"

Er hob das Fell, welches als Thüre diente, empor, steckte den Kopf hinein und schrie aus Leibeskräften:

„Daß euch der Teufel hole, werdet ihr endlich Antwort geben! .... Hu, welch' gräßlicher Gestank," fügte er, eilig zurückspringend hinzu, „da drinnen muß man ersticken!"

Ungeachtet alles Rufens blieb es in der Jurte dunkel und still wie bisher.

Jswolskij schoß in die Luft, um die Leute zu wecken, aber der Schuß verscheuchte nur die weidenden Hirsche; und erneuertes klagendes Geheul eines Hundes aus einer entfernten Jurte war die Antwort.

„Ich begreife nicht! ...... Sind sie Alle fort, oder taub geworden?" rief Jswolskij mit erregter Stimme.

Jetzt ging auch er zur Jurte und schaute in dieselbe hinein. Ein betäubender Gestank strömte ihm entgegen, aber im Dunkel, das drinnen herrschte, war nichts zu sehen.

„Wie es auch sei, wir gehen in die Jurte hinein," sagte er, den harzreichen Zweig einer Lärche zur Fackel entzündend.

Tapfer den Gestank bewältigend, drangen sie in die Jurte ein. Die improvisirte Fackel brannte schlecht und bei ihrem zitternden Scheine konnte man Anfangs nichts unterscheiden.

Plötzlich flammte der Zweig, das Innere der Hütte beleuchtend, hell auf .... Jswolskij und Ludow schrieen auf, ließen die Fackel fallen und sprangen wie von Furien gepeitscht, aus der Jurte hinaus.

In der Hütte, an die Wände gelehnt, saß eine ganze Tungusenfamilie. Ein alter Tunguse saß am Eingang, neben ihm eine Frau, welche ein Brustkind in den Armen hielt, dann folgten noch fünf Kinder und endlich noch zwei Erwachsene.

Ihre geöffneten Augen starrten die Ankömmlinge mit einem so sonderbaren Ausdruck an, daß es sogar den furchtlosen Jswolskij durchschauerte.

Nachdem der erste Schreck überwunden war, erwachten Neugier und Aerger in ihnen.

„Ist das eine Mistification?" rief Jswolskij aus und ging noch einmal, den Revolver in der einen Hand, die Fackel in der andern, in die Jurte.

Die Bewohner derselben saßen, wie früher, bewegungslos da.

Jetzt konnten die Flüchtlinge den Ausdruck schrecklicher Qual auf den Gesichtern genau unterscheiden. Die krampfhaft zusammengezogenen Glieder machten ihre Stellung unnatürlich, schwarze Flecken deckten die Gesichter und die Augen schienen in wildem Schrecken versteinert zu sein.

Beim wechselnden Schatten des flakkernden Fackellichtes schienen die Gesichter Grimassen zu schneiden, was sie nur um so abschreckender und scheußlicher machte.

„Was ist das?" flüsterte Ludow erbleichend.

Anna, welche ihnen gefolgt war, stürzte plötzlich mit herzzerreißendem Geschrei auf einen jungen Tunguseu zu.

„Jwan, mein Jwan! Endlich habe ich dich gefunden!" rief die Unglückliche, den Leichnam umarmend, während dieser, aus seiner Lage gekommen, mit dumpfem Geräusch zu Boden stürzte und Anna mit sich zog.

„Großer Gott! Das sind Leichname!" rief Jswolskij mit bebender Stimme aus.

Jetzt erst hatte er die traurige Wahrheit begriffen! Das war eine ganze Familie von Todten; ein schreckliches Ende hatte alle Glieder der Familie, eines nach dem anderen, ereilt.

Hier hatte eine furchtbare Krankheit, die Plage der Eingeborenen, die schwarzen Pocken, gehaust; sie hatte die gelben, schiefäugigen Gesichter der Mongolen verunstaltet und eine ganze Familie der schutzlosen Wilden, ein Opfer nach dem anderen dahinraffend, vernichtet.

In der Jurte mußten noch vor Kurzem lebendige Menschen gewesen sein. In der Mitte glühten noch die Kohlen, über welchen ein Kessel mit Speiseresten hing...... Der alte Tunguse hatte seine ganze Familie überlebt und war als Letzter gestorben. Er hatte das Fell des Eingangs zugezogen und dann sich hingesetzt, um stoisch den Tod zu erwarten, welcher ihn in den seligen Gefilden mit seiner Familie vereinigen mußte.

Die Leichname waren schon in Verwesung übergegangen.

In stummen Schrecken schauten Jswolskij und Ludow auf Anna, welche den verwesenden Todten für den einst so geliebten Mann ansah und wehklagend das entstellte Gesicht desselben mit Küssen bedeckte.

Nur mit Mühe konnten sie sie vom Leichnam und aus der Hütte entfernen.

Sie gingen in die anderen Jurten, in der Hoffnung, dort noch Lebende zu finden. In einer derselben hatte auch der Tod sein Werk gethan, doch hatten Wölfe und Bären die Opfer schon vertilgt und nur benagte Knochen und Fetzen von der Bekleidung zurückgelassen.

Die letzten zwei Jurten standen ganz leer, die Bewohner derselben waren wahrscheinlich vor der schrecklichen Krankheit geflohen; nur ein abgemagerter Hund saß dort an der Kette; sein Klagegeheul hatten sie gehört, als sie sich dem Platze näherten.

Jswolskij band das unglückliche Thier los und dieses leckte ihm dafür liebkosend die Hände.

„Was ist das? An welchen Ort des Schreckens sind wir gerathen!" fragte Ludow, als seine Nerven sich etwas beruhigt hatten.

„Ich habe wohl dergleichen erzählen hören, sehe es aber zum erstenmal," erwiderte Jswolskij; „dies nennen die sibirischen Eingeborenen ein Lager des Todes."

„Ein Lager des Todes?"

„Ja .... Wenn diese schreckliche Plage in die Jurte eines Tungusen einkehrt, vernichtet sie fast jedesmal die ganze Familie. Die Eingeborenen kennen kein Mittel gegen diese schreckliche Krankheit und fürchten sie ungemein; die Nachbarn einer angesteckten Familie verlassen ihre Jurten und suchen Rettung in der Flucht; die Kranken aber bleiben, dem Tode geweiht, zurück. Hilflos stirbt ein Glied nach dem anderen dahin, und apathisch wartet ein Jeder, bis die Reihe an ihn kommt. Die Ueberlebenden lehnen den Verstorbenen an die Wand der Jurte, und fühlt der Letzte sein Ende nahen, so zieht er die Thür zu und setzt sich neben dieselbe, stoisch den Tod erwartend ... Verlassen bleibt die Jurte in der Taiga stehen, bis die Stürme sie zerzausen und die wilden Thiere die letzten Spuren des Schreckens vertilgt haben ... Kein Eingeborener wird dem Lager des Todes nahen; der Ort gilt für verflucht und wird weit, weit umgangen."

Während Jswolskij dies erzählte, war es völlig dunkel geworden. Der Mond hatte sich versteckt und tiefe Dunkelheit bedeckte Alles rings umher.

Unwillkürliches Grauen überschlich sie beim Gedanken, daß sie die einzigen lebenden Wesen im Lager des Todes waren.

Vielleicht wartete ihrer in der wilden Taiga dasselbe Schicksal, welches jene unglücklichen Tungusen-Familien in den Jurten betroffen; vielleicht waren sie schon angesteckt und dann war ihnen der nahe Tod gewiß.

Die Feuchtigkeit der Herbstnacht spornte ihre Thatkraft an; ungeachtet des Schreckens, der hier herrschte, beschlossen sie, in einer der verlassenen leeren Hütten die Nacht zu verbringen.

„Wenigstens werden wir uns heute satt essen," scherzte Jswolskij, indem er sich bemühte, seine Gefährten zu ermuthigen; „wir wollen einen der Hirsche erlegen, die uns die Tungusen hinterlassen haben."

Sie traten in die Jurte und machten daselbst ein Feuer an. Als der ätzende Dampf sich verzogen hatte, wurde es hell und warm.

Die erschöpften Flüchtlinge freuten sich auch dieses Asyls und vergaßen die schreckliche Nachbarschaft.

Anna hatte wieder einen lichten Moment und schaute den Rauchwolken nach die emporwirbelten.

Jswolskij und Ludow gingen aus, einen der in der Nähe weidenden Hirsche zu fangen und zu tödten.

Der Hunger machte sie erbarmungslos, und bald fiel eines der vertrauensvollen Thiere unter den Hieben des Jagdmessers.

Doch in demselben Moment geschah etwas, das Beide erstarren machte. In dem Augenblicke, als der Hirsch fiel, hörten sie hinter sich aus dem nächtlichen Dunkel einen Schrei ertönen. Es war ein Schrei der Wuth, und deutlich erkannten sie eine menschliche Stimme. Darauf ertönten noch einige tungusische Schimpfwörter aus dem Walde.

„Was ist das?" rief Ludow, erbebend. Jswolskij sprang dem Schrei nach. Eine Gestalt verschwand vor ihm in die Sträucher. Das Dunkel der Nacht erlaubte keine Verfolgung, und so mußte Jswolskij zurückkehren.

„Das war ein Mensch; aber wer kann es gewesen sein?"

Vergebens rief er russisch und tungusisch den unbekannten Flüchtling an und versprach, ihm nichts Böses zu thun; nur das grollende Geräusch des Waldes gab ihm Antwort.

Ueber den Vorfall ihre Meinung austauschend, kehrten sie zur Jurte, mit einem Stück noch warmen Fleisches beladen, zurück. Während des Abendessens hatten sie bald Alles vergessen; sechs Tage des Hungers ließen ihnen Alles wohlschmeckend erscheinen und voll Gier verspeisten sie das auf Kohlen gebratene Fleisch.

Nach dem Abendessen fielen sie in einen festen Schlaf. In der Jurte, im Lager des Todes, wurde es still und das Feuer erlosch allmälig; nur von Zeit zu Zeit liefen über die glimmenden Kohlen noch blaue Flämmchen hin.

Was erwartete sie in der nächsten Zukunft?—Sollte es ihnen bald gelingen, der schrecklichen sibirischen Taiga zu entrinnen?

———

Der Satansfelsen.

Der Wald hat seine Geheimnisse. Nirgends kann man sich so gut verstecken wie im Walde, am leichtesten kann man, ohne selbst gesehen zu werden, Andere im Waldesdickicht verfolgen—belauschen, vom dichten Grün versteckt und ungestraft Jemanden aus dem dichten Busch überfallen: Hüte dich vor dem Walde," sagt das burjatische Sprichwort, „er hat Ohren und Hände."

Unweit des Lagers des Todes, ungefähr auf Büchsenschußweite, begann ein undurchdringliches Dickicht, welches bis zum Fuße des Granitfelsens reichte, der mitten im Walde stand.

Es ist dies ein mächtiger Granitsplitter, welcher einst aus dem Schooße der Erde an die Oberfläche geworfen wurde; die Seiten des Felsens bilden steile Terrassen, sein Gipfel ragt hoch in die Luft hinaus; seine wunderbar gezackten Contouren sind aus weiter Ferne sichtbar und geben ihm das Aussehen eines mächtigen Schlosses der Feudalzeit.

Am Fuße desselben, in den aufgethürmten Felstrümmern, haben sich wunderliche Galerien und verdeckte Gänge gebildet.

Das wilde Dickicht rings umher verdeckt den ganzen unteren Theil, den man somit nur in der nächsten Nähe bewundern kann.

Die nomadisirenden Tungusen nannten ihn den Satansfelsen, unter diesem Namen war er allen Besuchern der Taiga bekannt.

Die Nacht umhüllte schon mit ihrem Dunkel diesen Felsen und nur der sternbedeckte Himmel mit seinen tausend blitzenden Aeuglein ließ die wunderbaren Zacken desselben ein wenig sichtbar werden. Die halbe Nacht war bereits dahin, das Gestirn des Großen Bären versank schon hinter den Wipfeln und der Saturn stand im Mittelpunkt des Sternenhimmels. Um den Felsen herum war Alles im Walde verstummt, nur das Rauschen eines Gebirgsbaches unterbrach die Stille der Nacht.

Plötzlich tönte, wie aus der Erde heraus, ein langgezogener Ruf und schallte, vom Echo getragen, weit durch die entschlafene Luft dahin.

Nach einigen Minuten wiederholte sich der Schrei und zog, bald anschwellend, bald leiser werdend, als ununterbrochene Tonwelle dahin; es war selbst beim eifrigsten Lauschen schwer, zu bestimmen, ob diese Töne von einem Menschen oder von einem Thiere ausgestoßen wurden; die Wildheit und die Klage, die aus denselben klang, machte einen eigenthümlichen, tiefverstimmenden Eindruck.

Die Ausgänge der steinernen Galerien am Felsabhang waren dem Walde zugewandt. Auf den ersten Blick schien es, als ob die Natur selbst sie geschaffen; bei genauerem Betrachten konnte man indeß bemerken, daß bei Anlage wie Ausführung der Galerien ein leitender Gedanke zu Grunde gelegen hatte; es war eine ganze Reihe von Corridoren, die alle in einen großen Saal mündeten.

Die Menschenhand hatte der Naturanlage nachgeholfen, aber wie viel Arbeit mußte das Aushauen der Galerien erfordert haben.

Heute Nacht brannte im großen Saale, der einer kolossalen Höhle glich, ein großer Scheiterhaufen. Die mächtigen Scheite warfen große Flammenzungen empor, welche, die berußte Decke beleckend, bis zur Oeffnung, die in der Mitte derselben als Schornstein diente, emporstiegen.

Der Saal war von so riesigen Dimensionen, daß ungeachtet der grellen Beleuchtung die Ecken doch in tiefes Dunkel gehüllt lagen, was den originell geheimnißvollen Eindruck noch erhöhte.

Im Höhlensaal befanden sich zwei Männer, der Eine mit schief geschlitzten Augen und herabfallenden Mundwinkeln, pergamentfarbener Haut, dürr und welk, mit lang herabhängenden Strähnen grauer Haare, war völlig entkleidet und machte beim rothen Feuerschein einen schauerlichen Eindruck; unter scheußlichen Verkrümmungen des Körpers sprang er um den Scheiterhaufen herum, schwenkte den elenden Körper und heulte mit unmenschlicher Stimme dazu; dies war das Geheul, welches man am Satansfelsen vernahm.

In jeder Hand hielt er an beiden Enden zugespitzte Stöckchen, die er von Zeit zu Zeit in seinen runzelbedeckten Körper trieb, so daß das Blut in feinen Strahlen zur Erde niederfloß. Zuweilen hielt er einen Augenblick inne und wälzte sich, Schaum vor dem Munde, auf dem Steinboden; dann sprang er wieder empor und begann den wahnsinnigen Tanz auf's Neue.

Der zweite Anwesende war ein junger Tunguse, der im Vergleich mit dem Ersten wahrlich schön zu nennen war, obgleich sein unbewegliches, mongolisches Gesicht durchaus keine Sympathie einflößen konnte. Er trug die gewöhnliche tungusische Kleidung, etwa in der Art eines langen Lederhemdes.

Die Einrichtung der Höhle war höchst originell; längs den Wänden hingen Stangen, an denen Felle, Knochen und Geweihe befestigt waren; den Boden deckten Bündel getrockneter Gräser und dem Eingang gegenüber stand ein riesiger, einer Mißgeburt ähnlicher, blutroth angestrichener Götze, mit zwanzig Händen und drei scheußlichen, zusammengewachsenen Köpfen, die nach verschiedenen Seiten blickten. Beim flackernden Feuerscheine schien der Götze bald aus dem Dunkel hervorzutreten, bald sich wieder in dasselbe zurückzuziehen.

Es war dies der gefürchtetste Hauptgötze der Schamanen, der schreckliche, Alles verschlingende Geist, zu dessen Ehre der tanzende Schamane sein Blut vergoß. Endlich hielt der Greis inne, befeuchtete seine Hände mit seinem Blut und schmierte dann dasselbe dem Götzen auf die Lippen.

Der Greis war der bei den Tungusen und Karagasen hochberühmte Schamane des Satansfelsens.

So lange der Greis in seiner religiösen Extase Tollheiten trieb, hatte der junge Tunguse mit dem Gesicht am Boden gelegen, den Kopf noch mit seinen Kleidern bedeckend. Mit Schrecken und mit frommem Schauer horchte er auf das Geheul, wagte es jedoch nicht, den Kopf zu erheben. Erst als der Greis schwieg, entschloß er sich dazu. Der Schamane saß schon am Feuer und schüttete ein gelbes heilendes Pulver in seine Wunden.

Als er bemerkte, daß der junge Tunguse sich bewegte, begann er ein Gespräch mit ihm.

„Sahst du?" fragte er ihn, auf die Wunden seines Körpers zeigend.

„Ja," erwiderte der Tunguse.

„Wenn du zurückkehrst, so erzähle den Tungusen vom alten Schamanen im Satansfelsen, den sie vergessen."

„Ich werde Alles erzählen," sagte der Tunguse, ängstlich den Alten anschauend.

„Aber jetzt diene mir ... du bemerktest dort im Lager die drei Urussi?

„Ja ... sie kamen bei Sonnenuntergang und schossen."

„Es müssen flüchtige Sträflinge sein, die sich in der Taiga verirrt haben; sie schlachteten dort einen Hirsch, der dem Tempel gehört."

„Ja, ich sah es ..."

„Mögen die Götter sie dafür strafen ... Gehe zur Jurte, in der sie schlafen ... gleich einer Schlange schleiche dich hinein und stiehl das Gewehr ... Dann können sie nicht weiter fort ... sie bleiben in unserer Gewalt. Man darf kein fremdes Thier tödten ... Die Urussi sind schlimmer als die Thiere — man darf sie nicht schonen, schonen sie doch auch die Tungusen nicht," murmelte voll Bosheit der alte Schamane.

„Soll ich gleich gehen?" fragte der Tunguse und erhob sich unterwürfig vom Boden.

„Gehe... Kommst du und bringst die Flinte, so vergebe ich dir alle Sünden," entgegnete der Greis.

Der junge Tunguse ging hinaus.

Es mußte bald dämmern. Die Milchstraße zog sich als schimmernder Ring am Horizonte hin ... Irgendwo lachte eine Eule ... Von fernher tönte das Gebrüll eines Bären. Unerschrocken näherte sich der Tunguse dem Lager der Todten; kein Zweig knickte unter seinem vorsichtigen Tritt. Jetzt stand er vor der Jurte, in der die Flüchtlinge sich befanden.

Das regelmäßige Athemholen bewies ihm, daß Alle schliefen. Leise hob er das Eingangsfell empor und kroch in die Jurte ... Es schien ihm, als ob irgend etwas sich bewegte. Der schlau Tunguse hielt den Athem an und lag unbeweglich, bis Alles wieder ruhig war; es war aber zu dunkel, um zu erkennen, wo die Flinte lag. Er warf eine Hand voll trockenes Heu auf die glimmenden Kohlen, für einen Augenblick flackerte das Feuer auf; genug für den Tungusen, er hatte die Flinte am Eingange liegen gesehen. Vorsichtig kroch er an dieselbe heran, jetzt berührte seine Hand den kalten Lauf—noch ein Moment und die Flinte war in seiner Hand.

Lautlos, wie er gekommen, verschwand er mit seiner Beute im Dunkel der Nacht. Nach dem erschöpfenden Gange schliefen unsere Flüchtlinge in der That so fest wie Todte; wie sollten sie auch erwarten, am Morgen schutz- und wehrlos zu erwachen.

Wer kein Gewehr hat, ist in der Taiga immer vom Tode bedroht.

Der alte Schamane übte schreckliche Rache für den getödteten Hirsch.

———

Schlimme Nachrichten.

Der Herbst hatte begonnen; es waren jene Tage, da die Natur, Kälte und Tod ahnend, ihre letzten Reize und ihre letzte Pracht aufbietet, um beim Abschied noch einmal das Herz des Menschen zu entzücken. Wie eine Kokette, die ihre Schönheit verblassen sieht, bietet sie noch Alles auf, um einen Augenblick der Liebe und des Glückes zu erhaschen. Der frühere grüne Schmuck der jungfräulichen Wälder färbt sich goldgerändert, blutigroth; die Luft ist wunderbar durchsichtig, hell steht die Sonne am wolkenlosen Himmel, doch nicht mehr glühend treffen ihre Strahlen die Erde; sie leuchtet, aber sie durchglüht nicht mehr; man fühlt, daß der Tod nahe, daß er schon seine kalte Hand ausgestreckt hat.

Eugenie Nikolajewna lebte nach der Abreise des Bruders allein in Mangut, wo sie nur die Bekanntschaft weniger Kosakenfamilien gemacht hatte. Länger als eine Woche war der Bruder fort, doch kam weder von ihm, noch von Jswolskij eine Nachricht, die schrecklichste Ungewißheit quälte sie, aber sie war bemüht, sich zu beherrschen.

Ihre einzige Zerstreuung waren Spazierritte. Als kühne Reiterin machte sie oft allein zehn Werst und mehr. Einsamkeit und Ungewißheit begannen sie immer mehr zu quälen. Einst besuchte sie eine junge Kosakin, die Lehrerin der Schule in Mangut, an welche sie sich innig angeschlossen hatte. Eugenie Nikolajewna freute sich sehr über ihren Gast, eine echte, schöne, schwarzbraune typische Kosakin, mit lebhaften schwarzen Augen, rothen Wangen und ewig lachendem kleinem Mündchen — lustig, verständig und lebhaft. Zur Begrüßung küßte sie Eugenie Nikolajewna wie eine alte Bekannte.

„Noch immer keine Nachricht vom Bruder?"

„Noch immer nichts," entgegnete traurig Eugenie Nikolajewna.

„Auch nicht vom Vater Wassilij?"

„Auch nicht ..."

„Nun, dann wird bald Nachricht kommen."

Als die Kosakenwirthin am nächsten Morgen ihr die kochende Theemaschine hereinbrachte, lächelte sie das Mädchen freudig an.

„Sie haben einen Gast!" sagte sie.

„Wer ist angekommen?"

„Sie werden sich freuen, Fräulein, wenn Sie es erfahren ... Vater Wassilij ist heute Nacht aus der Taiga zurückgekehrt ..."

Eugenie Nikolajewna sprang erregt empor.

„Vater Wassilij!—Wo ist er?"

„Er war sehr erschöpft .... Früh Morgens kam er erst an... jetzt schläft er auf dem Heuboden."

„Ist er allein gekommen?" fragte Eugenie Nikolajewna voll banger Erwartung.

„Allein und über alle Maßen erschöpft."

Sie war auf dem Sprunge zum Missionär hinzulaufen, um etwas über das Schicksal Ludow's und Jswolskij's zu erfahren, da ihre Aufregung mit jeder Minute stieg; doch erschien eben Vater Wassilij selbst, sie begrüßend, in der Thür.

Eugenie Nikolajewna stürzte ihm entgegen.

„Wo sind sie? Sind sie gesund?" war ihre hastige Frage.

„Sie leben und sind gesund," antwortete der Missionär, „doch kann ich nicht genau sagen, wo sie sich im Augenblick befinden."

Darauf erstattete er ihr Bericht über Alles, was im „Adlerhorst" geschehen, und über die Hinrichtung Jwan's.

Ein Ausruf des Entsetzens entrang ihren Lippen.

„Und wo haben Sie sie zum letztenmale gesehen?" fragte sie endlich weiter.

„Ludow und Jswolskij sah ich am „Kreuzesfelsen"; sie wollten von dort ihren Weg durch die Taiga nehmen und werden wahrscheinlich an dem Tschekoje oder der Aschenga herauskommen."

„Sie haben sie aber dort nicht getroffen!"

„Nein! Ich war noch im „Adlerhorst", als die Sträflinge zurückkehrten und zugestehen mußten, die Spur der Flüchtlinge verloren zu haben."

„Diese sind also gerettet?"

„Ja, wenn es ihnen nur gelingt, glücklich durch die Taiga zu kommen! In welcher Richtung machte sich Ihr Bruder auf?"

„Er wollte die Aschenga hinauffahren."

„Er kann sie dort verfehlen, wenn sie zum Tschekoje marschiren! Man muß etwas ersinnen, um ihnen in diesem Falle zu helfen," meinte der Missionär und überlegte einen Augenblick. „Ich hab's! Das will ich thun," fuhr er fort, „ich nehme einige Kosaken mit und fahre ihnen längs dem Tschekoje entgegen; vielleicht finde ich sie."

„Ich fahre mit Ihnen," rief Eugenie Nikolajewna entschlossen. „Es wäre mir unerträglich, hier allein zu warten."

Der Missionär überlegte einige Augenblicke.

„Es sei!" sagte er, „denn wir haben einen bequemen Weg, und zwar auf chinesischem Gebiete, der zum Tschekoje führt, und dann setzen wir die Reise zu Lande fort."

„Wer wird aber unser Wegweiser sein? Werden wir Führer finden?"

„Haben Sie hier nicht den Lama gesehen, der bei uns am Chala-See war?"

„Nein!"

„Ich muß ihn aufsuchen! Er ist der Einzige, der hier weit herum jeden Weg und Steg kennt; er kann uns sehr nützlich sein."

Es wurde beschlossen, die Expedition sofort vorzubereiten; man mußte Kosaken und Packpferde miethen und die nöthigen Provisionen herbeischaffen.

„Wollen Sie nicht mit mir zum Lama," schlug der Missionär ihr vor; „er wohnt nicht weit von Mangut."

Nach einer halben Stunde war die Jurte, in welcher der Lama lebte, erreicht. Er begrüßte seine Gäste nach allen Regeln burjatischer Etikette und hob sie fast vom Pferde.

„Mendumur! ... gut' Freund ... Alles Gute!" sprach er und lud sie in die Jurte ein, in welcher er mit seinem verheiratheten Bruder lebte.

Es begann die übliche Vorstellung der burjatischen Familie.

„Meine Mutter!" sagte der Lama, seine Gäste zu einer uralten Burjatin führend, welche Eugenie Nikolajewna durch Berührung ihrer Hand begrüßte; dann wurde der Bruder des Lama vorgestellt, dessen zwei Frauen und Kinder; endlich nöthigte man die Gäste auf dicken Fußteppichen Platz zu nehmen.

Die Jurte war geräumig und die geöffnete Filzthür ließ hinlänglich frische Luft eindringen. Darauf wurde vor den Sitzen der Gäste ein niedriges Bänkchen mit der gewöhnlichen burjatischen Bewirthung: Arza und Araka, hingestellt; da der Lama aber wußte, daß die Russen diese Bewirthung verschmähen, nahm er aus einem Schrank ein mit chinesischem Atlas überklebtes Körbchen, das Confecte enthielt, die wie Fruchtbonbons aussahen, und präsentirte diese Eugenie Nikolajewna, die auch ein Confect nahm.

„Was sind das für Beeren? Ich kann sie nicht erkennen," wandte sie sich an den Missionär.

Der Missionär konnte auch diese Frage nicht sogleich beantworten, hielt aber plötzlich ihre Hand fest, die eben das Confect in den Mund stecken wollte.

„Es sind überzuckerte Vierfüßler, in der Art unserer gelben Tarakanen; sie gelten bei den Chinesen für einen Leckerbissen und werden wie Früchte in Zucker eingekocht."

In der That fand Eugenie Nikolajewna in der Mitte des Confects, das sie in heißen Thee gesteckt hatte, damit der Zucker sich ablöse, ein Gewürm in der Art eines gelben Tarakans.

Der Lama konnte es absolut nicht begreifen, weshalb seine Gäste diese so geschätzten Delicatessen ausschlugen. Er steckte seine kurze Messingpfeife in Brand, zog den Rauch tief ein und reichte sie dann dem Missionär, der nur einige Augenblicke rauchte, um sie dann dem Wirth zurückzugeben; jetzt war es möglich, ohne gegen die Etikette zu verstoßen, von Geschäften zu sprechen.

„Dein Freund," sagte der Missionär, in Bezug auf Jswolskij, „irrt in der Taiga umher."

„Der Lama weiß es," erwiderte der Burjate apathisch.

„Er war im „Adlerhorst" und geht jetzt durch die große Taiga zum Tschekoje oder zur Aschenga."

„Der Lama weiß Alles."

„Aber der Lama weiß nicht, daß Gefahr seinem Freunde droht, sonst würde er ihm zu Hilfe eilen."

„Der Lama weiß Alles," erwiderte der Burjat in demselben Tone.

Woher weiß der Lama das Alles," fragte erstaunt der Missionär.

„Der Wald hat seine Ohren und die Lamas sind allmächtig; erfahren durch den großen Geist Buddha's Alles."

Der Missionär begriff, daß der Lama viel wisse, doch nicht Alles preisgeben wollte. Jetzt begann aber der Lama seinerseits zu fragen.

„Du bist ja selbst ein Lama, ein Priester, Pope, wie ihr es nennt; was sagt dir denn dein Gott, wo deine Freunde sind? fragte er, schlau lächelnd und die Augen zusammenkneifend.

Dem Missionär fiel es schwer, diese Frage zu beantworten.

„Sagt dir dein Gott, daß ihnen ein Unglück, und welches, widerfahren sei?" fuhr der Lama fort.

Der Missionär schwieg, um ihn weiter sprechen zu lassen.

„Sagt dir dein Gott, daß sie schon sieben Tage in der Taiga umherirren ..... daß sie am Satansfelsen waren, daß dort ihnen ihre einzige Flinte gestohlen wurde ... daß sie ohne dieselbe, wenn ihnen keine Hilfe gebracht wird, umkommen müssen?"

Der Missionär erwiderte nichts; er begriff, daß er den Kürzeren ziehen müsse, um den Lama sich geneigt zu machen.

„Nein, mein Gott sagt mir das nicht; woher aber weiß der Lama das Alles?"

„Die Lamas sind allmächtig; sie wissen Alles."

„Da der Lama Alles weiß, wird er sich doch nicht weigern, seinem Freunde zu Hilfe zu eilen; der Lama kennt doch alle Wege und Stege in der Taiga?"

Nach einigen Unterhandlungen und dem Versprechen einer hohen Belohnung willigte der Lama ein, ihnen Führer zu sein.

Der Missionär erstaunte, daß der Lama Verhältnisse kannte, welche er absolut nicht hatte erfahren können, so die Hinrichtung Jwan's, Anna's Geschichte; ebenso erzählte er die Einzelheiten des Flintendiebstahls am Satansfelsen.

Als der Missionär mit Eugenie Nikolajewna fortgeritten war, lächelte der Lama vor sich hin.

„Gut angeführt!" flüsterte er, zur anderen Jurte schreitend, vor sich hin. „Ihr Priester glaubt wirklich, daß der große Buddha mir Alles offenbart."

Dort erwartete ihn jener junge Tunguse, dessen Bekanntschaft wir am Satansfelsen machten.

Aus der Taiga zurückkehrend, war er zum Fest des großen Burchan gekommen und hatte dem Lama erzählt, wie er auf die Bitte des Schamanen Jswolskij die Flinte gestohlen.

———

Im Bereiche der Mosquitos.

Das ist der Tod ... Er steigt empor beim silbernen Mondenschein, unfaßbar wie ein durchsichtiges Wölkchen; er entsteigt den Rissen und Sumpfpfützen des Bodens und durchschwängert die Luft ... Das „Erdgift" kriecht aus den schwarzen Hümpeln, entströmt dem grünen Sumpfwasser, den gelblichen Blättern der verkrüppelten Bäume, die im Sumpf wachsen.

Den Schatten gleich, unfaßbar und tödtlich wie das Gift der Viper, steigen die schrecklichen Miasmen in die unbewegte Luft empor, jedes Leben ertödtend ... Die Atome des Todes fliegen im silbernen Mondnebel nach allen Richtungen hin.

Die durch Jahrhunderte angehäuften Sünden Derer, welche schon längst im Schooße der Erde ruhen, haben dieselbe mit ewigem Fluche vergiftet, und sie zersetzt sich, um Rache an der Menschheit zu üben und sendet ihr mit giftigem Hauche den Tod.

Bleich scheint der Mond durch die mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft.... So weit das Auge reicht, ist der Sumpf der Taiga nur von verkrüppelten Sträuchen umstanden, die jetzt auch schon ihres Blätterschmucks beraubt sind; traurig hängen die Zweige über den Hümpeln und Bächen nieder ... Die Luft ist mit Nebel erfüllt.

An einer Stelle standen die Sträucher dichter und hatten hier eine kleine, verhältnißmäßig trockene Halbinsel gebildet, in deren Mitte ein Feuer brannte, um welches herum unsere drei alten Bekannten, Ludow, Jswolskij und Anna, saßen. Kaum waren sie beim flakkernden Scheine des Feuers zu erkennen: spitze, abgemagerte Gesichter und fieberglänzende Augen.

Das feuchte Reisig brannte schlecht. Jswolskij und Ludow saßen schweigend da, apathisch in's Feuer starrend; Anna lag regungslos auf dem feuchten Boden; von Zeit zu Zeit zuckte ihr Körper krampfhaft zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Beköstigung unserer Armee.

Man hat sich schon vielfach darüber gewundert, warum die in Onkel Sams Diensten stehenden Soldaten so häufig die Neigung zeigen, durchzubrennen. Man hat diesen Uebelstand damit erklären wollen, daß der Sold den Soldaten in zu langen Zwischenräumen ausgezahlt werde, sodaß sie gegen Ende des Monats häufig bittere Noth leiden müssen, ferner gab man der rohen Behandlung und nicht zum geringsten Grade dem Uebelstande die Schuld, daß die Soldaten alle Ursache haben, mit ihrer Beköstigung unzufrieden zu sein. Vielleicht mochten alle diese Uebelstände zusammenwirken, um den jungen Rekruten das Verbleiben in der Armee zu verleiden, sodaß sie bald allen Lebensmuth verloren und in der Desertion ihre einzige Rettung sahen.

Vor einiger Zeit hat eine damit beauftragte Commission von Armee-Officieren, die in Bezug auf das Heer zu Recht bestehenden Regulationen geprüft und in Hinsicht auf die Beköstigungsfrage einige nicht unbedeutende Aenderungen empfohlen, so daß die Soldaten künftighin über ihre Kost nicht mehr so zu klagen haben werden, wie bisher. Es handelt sich jetzt nur noch darum, daß der Kriegssecretär die von der Commission gemachten Vorschläge billigt, um die Soldaten der Wohlthaten derselben theilhaftig werden zu lassen.

Nach den bisherigen Bestimmungen ist jeder Soldat der Bundesarmee zu einer Tagesration von 18 Unzen Mehl berechtigt, die ihm auch in der Form von Brot verabfolgt werden kann. Zwischen 18 Unzen Mehl und derselben Gewichtsmenge Brot besteht aber in sofern ein großer Unterschied, als die Letztere nur zwei Drittel, also 12 Unzen Mehl enthält. Der Rest ist Wasser, Salz u. s. w. Es wurde bisher officiell von dieser Regel insofern Vortheil gezogen, als man den Soldaten in der Regel nur die 18 Unzen Brot zu verabreichen pflegte. Was auf diese Weise an Geld gespart werden konnte, wurde in die „Regimentskasse" gethan und später zu verschiedenen anderen Zwecken verwendet. Die Ersparniß pro Mann und Tag war allerdings nicht bedeutend, nahm aber einen ganz respectablen Umfang an, wenn man sie auf die ganze, aus 25,000 Mann bestehende Bundesarmee ausdehnte. Im Großen und Ganzen belief sie sich alljährlich auf Hunderttausende von Dollars.

Jetzt soll es anders werden. Die Soldaten sollen ihre 18 Unzen Mehl vollgewichtig in Brot ausgebacken bekommen, und nur so viel soll von dem Mehl genommen werden, als zur Deckung der Unkosten für die Feuerung und für das Backen nothwendig ist. Die Soldaten werden also aller Voraussicht nach keine Veranlassung mehr haben, sich über zu kleine Brotrationen zu beklagen.

Dagegen hat sich die Commission entschlossen, die Beibehaltung des sogenannten Compagnie-Fonds zu empfehlen. In diesen Fonds fließt nämlich der Erlös für alle solche Lebensmittel, die von den Soldaten nicht verbraucht oder überhaupt gar nicht gewünscht werden. Das Geld wird dann dazu verwendet, um andere Lebensmittel, wie z. B. Gemüse, Früchte, frisches Fleisch u. s. w. zu kaufen, die von Onkel Sam seinen Soldaten nicht geliefert werden. In Texas z. B. mögen die dort stationirten Bundestruppen des heißen Klimas wegen kein Schweinefleisch essen und tauschen dasselbe vielfach gegen Rindsfleisch um oder schaffen sich für den verkauften Speck Milchkühe an.

„Mountain George."

Die sonst so prohsaischen Berkeley Hills in Californien hatten bis vor kurzer Zeit einen Bewohner, der ihnen einen gewissen praktischen Schimmer verlieh. Es war George Clinton Tisdale, der Jäger und Eremit, welcher in der ganzen Umgegend allgemein unter dem Namen „Mountain George" bekannt war.

Der alte Bursche war ein Original durch und durch. Schlank und hochgewachsen, mit grauem Haar und buschigem Bart, pflegte er hoch oben in seiner einsamen Berghütte zu wohnen, umgeben von seinen Flinten, Fallen und Hunden. So eigenartig war der Mann, der in der letzten Zeit wegen zu hohen Alters nur noch gebückt einherschleichen konnte, daß Niemand ihn vergaß, der ihn auch nur einmal gesehen hatte.

Ueber seine Vergangenheit mochte er nur ungern sprechen. Nur einigen Kindern hatte er in früheren Jahren erzählt, daß er aus dem Staate New York stamme, eine gute Schulbildung genossen habe und später nach Indiana ausgewandert sei. Von dort aus sei er weiter in den Westen gekommen, und zwar als Viehtreiber, Fuhrmann und Jäger. Erst im Jahre 1856 sei er über das Gebirge nach Californien gelangt und habe sich in dem damaligen kleinen Orte San Antonio niedergelassen, aus welchem später die Stadt Oakland entstanden ist.

Es hielt ihn nicht lange in der Stadt neben den vielen Menschen. Er fühlte sich unter denselben nie behaglich und zog es vor, einsam und allein in den Bergen zu wohnen. Zuerst versuchte er sich als Jäger von Edelwild und machte Jagd auf die damals noch zahlreichen Hirsche udd Bären im Gebirge. Als später dieses Wild knapp wurde, nahm er auch mit der Jagd auf Wachteln, Tauben und Kaninchen vorlieb und verkaufte seine Beute unten in der Stadt. Später wurden strenge Jagdgesetze erlassen, und „Mountain George" durfte nicht mehr innerhalb der Schonzeit seinem Jagdvergnügen fröhnen. Er verlegte sich jetzt auf das Fangen von Eichhörnchen und errichtete nebenbei in seiner Hütte eine kleine Schmiede, in welcher er sich in seinen zahlreichen Mußestunden mit der Herstellung seiner Schmiedearbeiten beschäftigte. So fabricirte er Nadeln eigener Erfindung zum Nähen von Säcken und verkaufte dieselben in der Umgegend, wo sich dazu eine günstige Gelegenheit bot.

Der alte Einsiedler war gleich ausgezeichnet als Gesellschafter und als Jäger. Stets heiter und lustig, verstand er es wie kein Anderer, seine Besucher zu amüsiren.

Da fingen seine Kräfte an, nachzulassen. Er konnte nicht mehr auf Erwerb ausgehen und sah sich gezwungen, von den Armenbehörden Unterstützung zu beanspruchen. Mit jedem Tage wurde er schwächer, und schließlich ließ er sich gar nicht mehr sehen. Ein einsamer Jäger, der durch die Berge streifte, fand an dem Thürposten seiner Hütte einen Zettel mit der Inschrift: „Ein Mann liegt in der „Gulch" erschossen." Man forschte nach und fand die Leiche des „Mountain George", zwar nicht im „Gulch", aber in der Hütte des Todten. Es war augenscheinlich, daß der Einsiedler bereits vor mehreren Tagen seinem Leben ein Ende bereitet hatte.

———

Aus San Francisco wird gemeldet: „Der Obsthandel mit dem Osten nimmt jetzt so große Verhältnisse an, daß schon jetzt dreimal wöchentlich ein Obstzug nach Chicago und New York abgelassen werden muß und daß tägliche Züge sehr bald an der Tagesordnung sein werden. Der erste Zug mit Weintrauben ging am 30. Juli ab und traf binnen 110 Stunden in Chicago ein, da die Fahrzeit für die neuen Obstzüge von San Francisco nach Chicago nicht länger dauert. Ein zweiter Zug ging am 1. August ab. Jeder Waggon enthielt 22,000 Pfund Trauben".

Verschiedenes.

— Aus Rom wird gemeldet: Im Vorjahre vermählte sich der junge Graf Felix Coraldo mit einer verwittweten Marchesa, deren Vermögen seine zerrütteten Finanzen wieder in die schönste Ordnung brachte. Leider war dies der einzige Sonnenblick der Ehe, denn die Dame war alt, boshaft und eifersüchtig, so daß der Graf so häufig als möglich ihre Gesellschaft mied und sein Leid in der Nähe der schönen Christina Folco, die bei seiner Gemahlin als Vorleserin engagirt war, zu vergessen suchte. Plötzlich starb die Marchesa, Graf Coraldo ging in's Ausland, er dehnte seine Reise bis nach Amerika aus und bei seiner Rückkehr, die vor einigen Wochen erfolgte, fand er zu seinem höchsten Erstaunen eine gerichtliche Klage vor, welche Signorina Folco gegen ihn anhängig gemacht und in welcher er aufgefordert wurde, seine Vaterpflichten gegen den zweimonatlichen Marco Folco zu erfüllen. Der Graf war höchlichst überrascht, er erklärte seinem Anwalte, er hätte gar nicht gewußt, daß jenem Verhältnisse mit der Christina Folco ein Kind entsprungen sei, er habe nämlich die Signora aus den Augen verloren, sei aber gerne bereit, für den Knaben zu sorgen. Indeß waren die Ansprüche der jungen Dame derartige, daß der Graf sie nicht erfüllen wollte, und so kam es denn zu einer öffentlichen Verhandlung. Derselben wohnt, tief verschleiert, im Arme einer drallen Amme der kleine Sohn des Grafen bei, den dieser zum ersten Male zu Gesicht bekommt. Mit stolzer Geberde schlägt die Amme die Hülle zurück, ein schwarzlockiges Baby, das, wie sämmtliche Anwesende versichern, dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten, lacht ihn lustig an und greift mit den Händchen nach seinem Gesichte. Ueberwältigt sinkt der Graf vor seinem Kinde auf die Knie, dann spricht er zu der Mutter: „Alles was Du verlangtest, war zu wenig für diesen kleinen Schatz, ich biete Dir noch mehr meine, Hand und meinen Namen." Der kleine Graf giebt seiner Freude ob der bevorstehenden Legitimirung in kräftiger Weise Ausdruck,, so daß der Richter sich genöthigt sieht, der Familienidylle ein Ende zu machen und sämmtliche Theilnehmer zu entlassen.

— Man schreibt aus Württemberg, 14. Juli. Unsere Polizei ist neuerdings wieder mit verschärftem Eifer hinter der social-demokratischen Agitation her, wenn auch nicht immer mit dem gewünschten Erfolg. Dieser Tage aber gelang es, in Ebingen bezw. in dem eine Stunde von dieser Fabrikstadt entfernten hohenzollerischen Dorfe Straßberg einige Packete sozial-demokratischer Flugschriften abzufassen, welche höchst wahrscheinlich zur Verbreitung unter die dortige zahlreiche Arbeiterbevölkerung bestimmt waren. Die Sache wird von den behördlichen Organen sehr geheimnißvoll behandelt. Gleichwohl muß der betreffende socialistische Agitator von ihrem Eingreifen augenblicklich Wind bekommen haben, denn als man ihn ergreifen wollte, war er spurlos verschwunden. Frühere ähnliche Entdeckungen führten in der Regel zu nichts, ein einziges Mal aber zur Verhaftung eines der loyalsten Unterthanen, dessen Unschuld schon nach kurzer Zeit klar erwiesen ward. Es ist übrigens mit der Sozialdemokratie gar nicht so gefährlich, wie man nach dem Eifer der Polizei vermuthen könnte. Beweis: die einfache Thatsache, daß im IX. württemb. Wahlkreis, zu dem Ebingen gehört, am 21. Februar unter 20.68 pCt. abgegebenen Stimmen (wahlberechtigt 23,153) nicht mehr als 162 auf den socialdemokratischen Candidaten gefallen sind.

— Aus Petersburg schreibt man der „Pos. Ztg.": Seit einiger Zeit treffen hier häufig aus dem Innern des Reiches Nachrichten über Bauernrevolten ein, bei welchen es zu blutigen Zusammenstößen zwischen den verblendeten Bauern und den betreffenden Gutsbeamten kommt, die meist blutige Köpfe heimbringen. Die örtlichen Polizeiorgane sind zu schwach, um mit dem gehörigen Nachdruck für die Autorität des Gesetzes einzutreten, und wenn dann schließlich requirirtes Militär an Ort und Stelle eintrifft, dann ist es den Hauptschuldigen schon längst gelungen, die eigene Person in Sicherheit zu bringen und es bleibt nur die verführte Heerde übrig. Kommt die Angelegenheit dann vor Gericht, so fällt das Urtheil stets so milde aus, daß es weniger zur Abschreckung, sondern mehr zur Aufmunterung der Bauern zu neuen Emeuten dient. Allem Anschein nach haben die Nihilisten ihre Thätigkeit wieder mehr der Propaganda unter der Landbevölkerung in Rußland zugewendet, und suchen diese durch Verbreitung falscher Gerüchte zu Widersetzlichkeiten gegen die Staatsgewalt aufzustacheln. So wird aus Skwira im Kiew'schen Gouvernement gemeldet, daß dort das hartnäckige Gerücht verbreitet ist, es werde in nächster Zeit ein kaiserlicher Ukas veröffentlicht werden, der den Bauern das Arbeiten auf den Fabriken und bei den Gutsbesitzern nur dann gestattet, wenn sie folgenden Lohn erhalten: Männer 2 Rubel und Frauen 1 Rubel pro Tag. Wer es wagt, für einen geringeren Lohn zu arbeiten, wird dem Gericht übergeben und sieht einer strengen Strafe wegen Nichtachtung des kaiserlichen Ukases entgegen. Die Folge dieses unsinnigen Gerüchtes ist, daß die Arbeiter in Massen die Arbeit einstellen, und daß der Tagelohn bereits von 15 auf 25 Kopeken gestiegen ist.

— Am Abend des 10. Juli war eine junge, elegant gekleidete Dame in Gesellschaft eines Herrn, der sich für ihren Gemahl ausgab, von Wien kommend, in einem Hotel in Frankfurt a. M. abgestiegen. Als am Nachmittag des 11. das Paar in seinem Zimmer ein wenig ausruhen wollte, erschien in dem Hotel ein älterer Herr in Begleitung eines jüngeren; sie verlangten den angeblichen Gemahl der Dame zu sprechen. Man führte sie bis vor die Thüre des betreffenden Zimmers. Ehe aber noch der Diener des Hotels die Beiden anmelden konnte, waren Letztere bereits in höchster Erregung eingetreten. Der alte Herr stürzte sich auf die auf einem Divan ruhende Dame, riß sie empor und schrie sie an. Inzwischen hatte der Begleiter des alten Herrn, des Vaters der Dame, sich mit deren angeblichen Gemahl beschäftigt. Er hatte ihn an der Brust gefaßt und auf einen Sessel gedrückt, wo er ihn niederhielt. „Schurke! Räuber meiner Braut! Mörder meines Glücks!" und Aehnliches schrie er so laut, daß die im Hotel anwesenden Fremden zusammenliefen. Der Mann wäre von dem Bräutigam erwürgt worden, hätte nicht der Hotelbesitzer die Kämpfenden auseinandergebracht. Nachdem die Ruhe einigermaßen hergestellt war, mußte der Inhaber des Zimmers an den Vater des Mädchens den Inhalt einer Brieftasche, noch etwa 19,600 Mark in österreichischem Gelde, den die Tochter dem Vater entwendet und ihrem Entführer anvertraut hatte, herausgeben. Die Tochter und Braut wurde gezwungen, ihrem Vater und Bräutigam noch an demselben Abend nach Wien zu folgen.

— Ein zärtliches Ehepaar. Frau: „Natürlich! Jetzt willst Du mich an einen Schweizer See schicken, wo in Zug gleich 17 Häuser verschlungen sind." —Mann: „Beruhige Dich doch! Auch die Wellen wollen nicht Alles behalten und geben Manches wieder zurück."

Die Concurrenten.

Ich kenne ein liebliches Mädchen,
Für das mein Herze entbrennt;
Jedoch ihr Vater ist, leider
Mein schlimmster Concurrent.

Gelangt seine Firma zur Blüthe,
Dann komme ich auf den Hund,
Doch siege ich in dem Kampfe
Geht er gewißlich zu Grund.

Bleibt jener Andere Sieger,
Ist sie eine gute Parthie
Dann gibt er mir armen Schlucker,
Die einzige Tochter nie.

Doch schlage ich ihn aus dem Felde,
Ist die Heirath ein mißlicher Schritt,
Dann bringt meine Herzallerliebste
Keinen einzigen Kreuzer mit.

„Einst waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Und konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Leb' wohl, mein schwarzbraunes Mädchen,
Leb' wohl, o Liebe und Lenz!
Viel schlimmer als meertiefes Wasser
Ist unsere Concurrenz.

Gedankensplitter.

Verzerrt erscheint des Ufers Bild,
Wenn Sturm den See erregt:
Dein Urtheil fälscht die Wirklichkeit,
Ist Dir das Herz bewegt.

* * *

Die Welt ist schlecht! So höret man
Auf allen Gassen sagen.
Wie Viele merken nicht, daß sie
Die „Welt" im Herzen tragen.

J. Keller.

— Uebertrumpft. In einer Jagdgesellschaft erzählt Jemand, er habe auf der Pürsche dreimal nach einem Rehbock geschossen, ohne daß dieser flüchtig geworden sei. Darauf bemerkte ein alter Forstmeister: „Ja, das kommt vor! Ich selbst schoß auf solch einen Kapitalbock zehn Mal hintereinander. Nachdem ich ihn aber mit der elften Kugel erlegt hatte, untersuchte ich ihn genau, und da zeigte sich, daß der Bursche auf beiden Ohren taub war."

— Unverbesserlich. Ein Bäuerlein wird vom Förster, der ihn erst vor Kurzem wegen Holzfrevels angezeigt, neuerdings mit einer Fuhr gestohlenen Holzes betroffen. Auf die Frage, warum er trotz des neuerlich hoch und theuer gegebenen Versprechens, es nicht mehr zu thun, doch wieder frevle, jammerte dieser: „Ja, woher soll ich denn das Geld nehmen, um die Straf' zu zahlen, die ich neulich bekommen hab'?!"

— Mißverständniß. — Der Herr Doctor macht seiner Dame beim Tanzen sehr die Cour. Diese wird unwohl und flüchtet sich in's Nebenzimmer an die Brust ihrer Tante. Der Doctor folgt ihr besorgt und fragt voll Theilnahme: „Gnädiges Fräulein, was haben Sie?" — Dame (haucht halb ohnmächtig): „40,000 Mark sofort, später von der Mutter noch ein schönes Anwesen auf dem Lande!"

— Ein guter Patriot. „Der Melburger hat wirklich keine Veranlassung, sich mit seinem Patriotismus so breit zu machen; es ist ja allgemein bekannt, daß er fast all' seine Waaren [illegible] Ausland bezieht!"—„Eben deswegen ist er ein guter Patriot. Er bezahlt ja nie seine Waare, und da ist's doch besser, die ausländischen Geschäfte verlieren ihr Geld, als die einheimischen!"

— Selbstverrath. Künstlerin (nachdem sie ihre Arie beendet hat und abgegangen ist): „In diesem Saal zu singen, ist eine Qual, besonders wenn er nicht gefüllt ist. Dann entsteht ein Echo und der Gesang klingt schauderhaft." — Kapellmeister: „Gott sei Dank, nun hat sie's von dem Echo selber gehört. Einem Anderen würde sie doch nicht glauben, daß sie schauderhaft singt."

— Heiteres. Vom Komiker Nestroy erzählt Bauernfeld: Der Ernst war ihm völlig fremd, wie es dem echten Clown geziemt. So erinnere ich mich, daß er in einem alten Ritterschauspiel, in welchem er den komischen Knappen zum Besten gab, dem Ritter beim Gottesgericht sein Schwert überbrachte mit den Worten: „Acht Groschen für's Schleifen!"

— Bei 30 Grad Reaumur. Ein junger Mann, der überall gern seine Gelehrsamkeit zeigt, frägt eine Dame, ob es ihm erlaubt sei, sich trotz ihres leidenden Zustandes mit ihr zu unterhalten: „Erlauben Sie, gnädige Frau", beginnt er, „daß ich das Rad meiner Beredsamkeit einen Augenbli[illegible] die Achse Ihres Verstandes rolle?"

— Zwei Eichkätzchen. „Na, wie lebst Du denn mit Deiner jungen Frau?" — B: „Ach, ich sage Dir, wir leben wie ein Paar Eichkätzchen mit einander!" — A: „So! Na, das freut mich!"—B: „Ja, das heißt: wenn sie beißt, dann beiß' ich wieder, und wenn sie kratzt, kratz' ich wieder.

— Entfernte Verwandtschaft. — A: „Es wundert mich, daß Sie sich um Ihren jüngsten Bruder gar nicht kümmern!" — B: „Aber erlauben Sie mir, das ist doch schon eine ganz entfernte Verwandtschaft — da liegen ja fünf Geschwister!"

— Ja so. Lieutenant: „Auf Ehre, gnädige Frau, wenn ich nicht aus Neigung heirathen kann, so verzichte ich darauf!" — Baronin: „Sie wollen doch nicht gar Junggeselle bleiben?"—Lieutenant: „Pardon, nein, ich würde eben auf die Neigung verzichten!"

— Zu viel Natur. Aeltere Schauspielerin (zur jüngeren in der Garderobe): „Was machen Sie aber doch, liebes Kind? Sie schminken sich miserabel! Ihre Wangen sehen ja aus — wie natürlich!"

— Ein Compliment. „Fräulein Elsa, Sie machen sich keinen Begriff, wie gut Sie mir gefallen! Heut' haben Sie wieder ein paar rothe Backen — so schön roth, als ob Ihnen der Frühling eine Ohrfeig' gegeben hätt'!"

— Würzregel. Es darf nur so viel Gewürz an die Speise, daß man sich fragt: „Ist da nicht Muskat d'ran?" aber nicht so viel, daß man ausruft: „Da ist Muskat d'ran!"

— Die Unglückszahl. „Ja, ja —dreizehn is a' Unglückszahl! Herrgott, druckt mich mei' Magen! Das kommt von den dreizehn Knödeln, die ich gestern Abend gegessen hab'!"

— Höchstes Selbstbewußtsein. Unterofficier: „Kerls, geht mir nicht so schlapp; immer stramm, auch außer Dienst; immer Kopf hoch, als wenn jeder zwei Mark in der Tasche hätte!"

— Renommage. „Johann, die Köchin beklagte sich bei mir, daß Sie sie gestern küßten!"—„Frau Gräfin, glauben S' das nit — die will mit mir nur dickthun!"

— Lebensweisheit. — Mit zweien von meinen Freunden kann ich unmöglich länger verkehren!"—„Warum?" — „Der eine hat bisher noch nie von sich und der andere noch nie von mir gesprochen!"

— Ursache und Wirkung. „Wie kommt denn eigentlich da der dünne Schneider Zwirn zu der fürchterlich dicken Backe?" — Ja, wissen Sie, der hat sich gestern wieder von seinen Schuldnern die monatlichen Abschlagszahlungen abgeholt."